

Auslandsemester Kenia: Wenn es Tränengas regnet



TEXT
Fabio Lüdi

Während meines Auslandsemesters in Kenia gehen meine Mitstudenten auf die Strasse und liefern sich Scharmützel mit der Polizei. Ihre Wut richtet sich gegen das korrupte politische System des Landes.



Studenten bringen sich vor Tränengas in Sicherheit.

Um acht Uhr morgens sitze ich im leeren Unterrichtsraum. Viel zu früh, wie immer. An der Universität hält sich niemand gross an Stundenpläne. Ich sollte mich wohl langsam daran gewöhnen. Meine Kommilitonen werden voraussichtlich in der nächsten halben Stunde hereinschlendern und dann auf den Dozenten warten. Wann der auftaucht, weiss keiner genau. Zeitmanagement ist in Kenia nun wirklich keine exakte Wissenschaft.

An diesem Dienstagmorgen ist jedoch etwas auffallend anders. So auffallend, dass ich es erst nach einigen Minuten bemerke: Es ist niemand hier.

Damit meine ich nicht nur mein Klassenzimmer. Soweit ich das beurteilen kann, ist keine einzige Seele in der Media-and-Communication-Fakultät der Universität. Um diese Zeit irren sonst zumindest auf den Gängen einige Studierende mit ihrem Smartphone in der Hand umher, die herauszufinden versuchen, in welches Zimmer ihre Klasse kurzfristig verlegt wurde. Heute jedoch – nichts.

Zornige Studenten

Denn die Studierenden der Multimedia University of Kenya MMU sind wütend. In der Woche zuvor ist eine Kommilitonin auf den chaotischen kenianischen Strassen ums Leben gekommen. Die Studenten machen die Fahrer der Busse,



Nachdem die Polizei aufgehört hat zu schiessen, ziehen die Demonstrierenden auf die Strasse.

genannt Matatus, dafür verantwortlich. Gleichzeitig werfen sie der Polizei vor, nichts gegen deren rücksichtsloses Fahrverhalten zu unternehmen. Denn die grossen Busunternehmen sind in Besitz von Politikern und Polizei, so der allgemeine Konsens.

Verkehrsregeln werden in Kenia eher als Richtlinien angesehen, anstelle von Verkehrsschildern und Ampeln regeln Bremsschwellen den Verkehrsfluss. Vor allem die Busfahrer sind für ihre liberale Auslegung der Strassenregeln berüchtigt. Sie schaffen sich mit ihren Boliden schon mal eine dritte Fahrspur, wenn ihnen danach ist.

Das geht häufig schief: Während meines Aufenthalts an der Multimedia University (MMU) sind mindestens drei Unfälle in der Nähe passiert. In der Woche vor den Protesten ist einer der Busse umgekippt, dabei sind vier Menschen ums Leben gekommen, eines der Opfer war eine Kommilitonin.

In der Folge wurden die Betreiber der Buslinie zwar von der kenianischen National Transport and Safety Authority (NTSA) gesperrt, das Verbot blieb allerdings ein Papiertiger. Eine dem Unfall vorangegangene Beschwerde der Universität an die Behörden wurde von diesen ignoriert.

Das wollen sich die Studenten der MMU nicht länger gefallen lassen. Darum demonstrieren sie.

Unter Beschuss

Das fällt mir allerdings erst auf, als ich an diesem Morgen um zehn nach acht das Fakultätsgebäude wieder verlasse. Eigentlich will ich zurück auf mein Zimmer, noch ein bisschen weiterschlafen. Dass ein Kurs nicht stattfindet, ist schliesslich keine Seltenheit.

Aber auf der Strasse, die zum Eingangstor des Campus führt, hat sich ein beachtlicher Menschenauflauf gebildet. An der MMU studieren 5000 Menschen, vielleicht dreihundert sind nun im Freien und stehen vermeintlich untätig herum. Ich schlage mich durch die Menge die Strasse entlang und erkundige mich bei meinen Mitstudenten, was sie hier tun. «Demonstration», heisst es allerseits, meist gefolgt von einem verschmitzten Lächeln. Ein Student sammelt Steine in einer Schubkarre.

Und dann, in einiger Entfernung, knallt es. Die Menschenmasse fängt an, nach hinten zu flüchten, für eine Sekunde fast zähflüssig, als müsste das Kollektiv erst noch begreifen, dass es sich bewegt, dann plötzlich mit Tempo. Doch hat das nichts Panisches, viele werfen sich beim Rennen ein Grinsen zu und wirken beinahe stolz, Teil des Ganzen zu sein.

Die Masse verlangsamt schliesslich ihre Flucht nach hinten, kommt zum Stillstand und fliesst wieder in Richtung Eingangstor, wie Fische, die ihrer Schwarmintelligenz gehorchen. Die Szenerie hat beinahe etwas Rhythmisches.

Auf Tor-Höhe hat sich mittlerweile eine Tränengaswolke gebildet. Ein Student mit Blut im Gesicht und leerem Blick wird, gestützt auf die Schultern zweier Kommilitonen, an mir vorbei nach hinten eskortiert. Ich will wissen, was los ist und gehe in die entgegengesetzte Richtung.



Ein Student zeigt eine Patronenhülse als Beweis, dass die Polizei scharfe Munition eingesetzt hat.



Typisch kenianisch: Ohne Selfie geht nichts.

Taktische Willkür

Die Strasse runter treffe ich Oren, einen meiner Mitstudenten. Er ist seit dem Beginn der Demonstration dabei, das war um sechs Uhr morgens. Da seien sie in einem Protestzug gegen die nächste Polizeistation gezogen, um auf die Misstände auf der Strasse aufmerksam zu machen. Friedlich, wie Oren und seine Mitdemonstranten mit Nachdruck betont haben möchten. Auf halbem Weg habe sich ihnen aber die Polizei in den Weg gestellt und ohne Vorwarnung Tränengas geschossen. Die Studierenden haben mit Steinen geantwortet.

Daraufhin haben sich die Demonstrierenden auf den Campus zurückgezogen und neu organisiert. Mittlerweile liefern sie sich seit fast zwei Stunden ein Katz- und Mauspiel mit den Ordnungskräften. «Wir sind aber keine Chaoten», vertraut mir Oren an. So willkürlich das ganze Hin und Her, Vor und Zurück auch anmuten mag, dahinter steckt ein Plan. Und viel Wut.

Der Zorn der Studierenden richtet sich nicht nur gegen Matatu-Fahrer, denn die sind bloss Symptom eines verkalkten Systems, mit dem sich viele Studierende nicht identifizieren wollen und können. Für sie stecken Politik und Polizei unter einer Decke.



Leergut: Nach dem Protest ist die Schubkarre nur noch nutzloser Ballast.

Das Matatu-Unternehmen, das in den kürzlich erfolgten Unfall verwickelt war, soll sich im Besitz von Politikern und Polizeiangehörigen befinden. Deswegen genossen deren Fahrer auch eine solche Narrenfreiheit und könnten ungehindert weiter operieren, ist Oren überzeugt. Zwei Angestellte der NTSA, die ich einige Wochen später treffen werde, teilen diesen Verdacht mit Vehemenz.

Die Demo ist derweil in vollem Gange: «Wir greifen von verschiedenen Richtungen an», erklärt mir Oren die Taktik der Studenten. «Wenn sich die Polizei dann auf eine Richtung konzentriert, kommen wir von der anderen.»

Das System blockieren

Das Ziel der Demonstrierenden ist es, die an den Campus angrenzende Strasse zu blockieren. Es ist die einzige von Nairobi nach Rongai, einer Satellitenstadt der kenianischen Metropole, und stellt damit die chronisch verstopfte Lebensader des Trabanten dar.

«Wenn wir es schaffen, die Strasse zu besetzen, gewinnen wir die Aufmerksamkeit der nationalen Medien und damit des ganzen Landes», ist sich Oren sicher. Würden die Studenten die Demonstration jetzt abbrechen, wäre das den kenianischen Medien nur eine kleine Meldung wert. Damit wollen sich Oren und seine Mitstreiter nicht zufrieden geben und drängen mit ihrem Schlachtruf «Comrade Power!» immer wieder nach vorne.

Studentenproteste sind in Kenia keine Seltenheit, deswegen ist es auch so schwierig, damit ein nachhaltiges Echo zu erzeugen. «In den Neunzigerjahren verloren viele Studenten in solchen Protesten ihr Leben», erzählt Dr. Wilson Ugangu, Dozent der Universität. Ein Kommilitone sei damals vor seinen Augen erschossen worden. Nach besonders heftigen Protesten habe sogar der gesamte universitäre Lehrbetrieb in Kenia für ein ganzes Jahr dicht gemacht.

Ugangu steht bedingungslos hinter den Studierenden und deren Recht zu demonstrieren. Den Waffeneinsatz der Polizei sieht er hingegen kritisch: «Das sind Studierende, die offensichtlich unbewaffnet sind. Wenn die Polizei aber anfängt, auf die Studierenden zu schießen, dann provoziert sie damit eine Gegenreaktion.» Wenn junge Menschen nicht protestieren können, ohne verletzt zu werden, sei das ein Problem.

Zwischen Gummischrot und scharfer Munition

Während sich beim Eingangstor der Universität eine weitere Tränengaswolke bildet, warten die Demonstrierenden darauf, dass die Polizei nachladen muss. Noch sind Schüsse zu hören.

«Ein Knall heisst Gummischrot, zwei bedeuten scharfe Munition», erklärt mir Oren, fast ein bisschen zu gelassen. «Wenn sie nur noch mit scharfer Munition schießen, heisst das, dass

sie bald nachladen müssen. Dann greifen wir wieder an.»

Mittlerweile wurden drei Studenten, zwei Wachmänner der Universität und ein Gärtner angeschossen. Auf der anderen Seite wurden zwei Polizisten durch Steine verletzt.

Doch Aufgeben ist für die Studenten keine Option. Zu tief sitzt das Misstrauen gegenüber staatlichen Organen, zu tief ist die Überzeugung, dass nur damit etwas verändert werden kann. «So demonstriert Afrika, wir kennen Gewalt», wird es der Student Wilson später mir gegenüber ausdrücken.

Gegen zehn Uhr morgens flitzen schliesslich nicht mehr mit Steinen bewaffnete und gegen Tränengas vermummte Gestalten in Richtung Strasse, sondern ein Zug jubelnder Universitätsstudenten mit Trillerpfeifen. Die Fernsehkameras sind angekommen.

Mit der Ankunft der Medien hat die Polizei ein Stück weiter die Strasse hoch Stellung bezogen. Die Gewehre nicht länger im Anschlag, warten die Sicherheitskräfte die weitere Entwicklung ab. Die Strasse runter schreien aufgebrauchte Studenten, oft gruppenweise, in Videokameras und halten Patronenhülsen in die Linsen, als Beweis dafür, dass die Polizei scharfe Munition gegen sie eingesetzt hat. Ein Polizeisprecher versucht offenbar, mit den Demonstranten zu verhandeln, wird aber niedergeschrien.

Nach den ersten tumultartigen Minuten beruhigt sich die Szenerie allerdings zusehends. Polizei und Studentenkörper stehen vermehrt durchmischt auf der Strasse, es wird diskutiert und ignoriert. Keine halbe Stunde zuvor haben sich die beiden Fronten noch bis aufs Blut bekämpft. Jetzt schießen zwei Studenten Selfies mit den Polizisten im Hintergrund, die einen gelangweilten Eindruck machen, als würden sie lediglich Wache vor einem Einkaufszentrum schieben.

Von der Polizei will aber niemand dazu berechtigt oder dafür zuständig sein, ihren Einsatz zu kommentieren. In den Medien wird sie später verlauten lassen, es lägen keine Berichte über den Einsatz scharfer Munition gegen die Demonstrierenden vor.

Zweifelhafter Erfolg

Für einige Wochen schien es wenigstens so, als hätten die Studierenden tatsächlich erfolgreich Druck auf das System ausgeübt. Die Busse der gesperrten Firma verkehrten nicht länger auf der Strasse – bis sie es wieder taten.

Das kenianische Transport Tribunal entschied nämlich, die Lizenzentziehung sei «unrechtmässig» gewesen. Sie bestätigte damit einmal mehr das Bild eines Establishments, das eifersüchtig über seine Pfründe wacht. Zum Leidwesen aller anderen.

Das Misstrauen der Studierenden in das System bleibt damit bestehen. Der Wut auf «trigger happy»-Polizisten und korrupte Politiker wird wohl so bald nicht beizukommen zu sein, die Frustration hat sich seit langem tief eingefressen.

«Sie haben Gewehre, wir haben Steine», hat Oren während der Proteste zu mir gesagt. «Hätten wir Gewehre, würden wir sie einsetzen. Gewalt ist die einzige Sprache, die sie verstehen.» ■



Stumme Zeugen des Konflikts.